

Nekr W 135

Zum Andenken

an

Professor Dr. **Georg von Wyss,**

geb. den 31. März 1816,

und

dessen Gattin

**Anna Regina von Wyss,** geb. v. Wyss,

geb. den 20. Februar 1824,

beide

an demselben Tage, dem 17. Dezember 1893,

gestorben.

---

ZÜRICH

Druck von ZÜRCHER & FURRER

1894.

8 1971 1257  
Ph. Schultze  
Zürich

Nekr W 135

Zum Andenken

an

Professor Dr. **Georg von Wyss,**

geb. den 31. März 1816,

und

dessen Gattin

**Anna Regina von Wyss,** geb. v. Wyss,

geb. den 20. Februar 1824,

beide

an demselben Tage, dem 17. Dezember 1893,

gestorben.

---

ZÜRICH

Druck von ZÜRCHER & FURRER

1894.

# Worte

bei der gemeinsamen Bestattung der beiden hingschiedenen Ehegatten

am 20. Dezember 1893

gesprochen von

Herrn Dekan Zimmermann.

---

*Hochgeehrte Leidtragende! Liebe Gemeinde!*

Offenb. 14, 13:

»Und ich hörte eine Stimme aus dem Himmel, die da sprach: Schreibe! Selig sind die Toten, die im Herrn sterben, von jetzt an! Ja, spricht der Geist, dass sie ruhen von ihren Arbeiten; ihre Werke aber folgen ihnen nach.«

*Im Herrn geliebte Leidtragende!*

Gestattet mir einige wenige Worte bei diesem feierlichen Anlasse. Es ist in meiner langen Amtsführung seit mehr als 40 Jahren das erste Mal und wird auch überhaupt eine Seltenheit sein, dass Gatte und Gattin zu gleicher Zeit bestattet werden, die zudem in diesem Jahre ihre goldene Hochzeit feiern durften und dann nur wenige Stunden eins nach dem andern in die Ewigkeit abberufen wurden. Es hat das in unserer Stadt eine grosse allgemeine Teilnahme erweckt, wie unsere gefüllte Kirche zeigt. Vor allem aus aber sind es die nächsten Hinterlassenen, welche diesen doppelten Verlust schmerzlich empfinden, die Tochter, die Sohnsfrau und besonders der Sohn, welcher um seiner Gesundheit willen mit seiner Familie wenige Tage vor der letzten Erkrankung des Vaters die Eltern verlassen musste und in der Fremde

die Trauerbotschaft empfang, und ebenso die Brüder der Verstorbenen und ihre Familien. Ja, da müssen wir doch wirklich sagen: Wie unergründlich, o Herr, sind doch deine Ratschläge und wie unerforschlich deine Wege. Zwar haben ja Beide die Lebensgrenze erstiegen und teilweise überstiegen, welche schon im Psalm angeführt wird: Des Menschen Leben währt 70 Jahre und wenn es hoch steigt, sind es 80 Jahre; aber wer so, wie sie, Jedes an seinem Ort, Gott und den Nächsten dient, wird doch schwer vermisst hienieden, wenn auch die Zurückgebliebenen ihren Vorgegangenen die Ruhe gönnen, welche ihnen jetzt zu Teil geworden ist. Ich will nicht vorgreifen denen, die bei diesem Traueranlass noch ein Wort zum Andenken ihres hingeschiedenen verehrten Lehrers und Freundes sprechen werden, sondern nur darauf noch hinweisen, wie er mit all seinem reichen Wissen und Können auch eine so tiefe Gottesfurcht verbunden, wie schlicht und treu er seinem Herrn gedient und sich nicht geschämt, sondern herzlich gefreut hat, auch in der Gemeinde vor seinem Angesichte zu erscheinen, und wie es so ganz aus seinem Herzen gesprochen war das Wort: »Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gieb Ehre«. Auch in dieser Beziehung bleibe sein Andenken unter uns im Segen. Wir aber, Geliebte, wollen uns freuen und Gott Dank sagen, dass die treuen Gefährten wie im Leben nun auch im Tode vereint sind und dass sie nun gewiss auch ihre höchste Hoffnung erfüllt sehen vor dem Throne ihres und unsers Gottes und Heilandes. Amen.



# Rede

des

Herrn Professor Dr. Gerold Meyer von Knonau.



*Hochgeehrte Versammlung!*

Dem Lehrer der Schüler, dem Meister der Gehülfe, stehe ich hier berufen, einem unvergesslichen Manne ein Wort des Dankes nachzurufen. Wenige Monate sind vergangen, als dem Jubelpaare aus engerem Kreise Gaben dargebracht und Glückwünsche gesagt wurden. Dann kam die Stunde, wo Behörden und Kollegen und Freunde dem scheidenden Lehrer den warmen Dank bezeugten, und die akademische Jugend brachte ihm denselben in ihrer Weise feierlich dar. In allen Wünschen war gesagt, dass dem Arbeiter nach reichem Lebenswerk ein schöner Lebensabend beschieden sein möge. Und jetzt folgte innerhalb des Rahmens eines und desselben Tages das Paar, das wir begrüßten, sich im Tode nach. Der beredte Mund ist verstummt und das ausdrucksvolle Auge geschlossen.

Es ist der älteste Schweizer Geschichtslehrer und der erste Schweizer Geschichtskenner und Geschichtsforscher, den wir heute zu Grabe tragen. — Georg von Wyss ist erst in reifen Mannesjahren in die Wissenschaft eingetreten, der er so Grosses leisten sollte. Noch später begann er zu lehren und jene Schule um sich zu sammeln, welche ihn als ihren Meister anerkennt. Mit diesem Eintritt nicht schon in der vollen Schaffenslust der Jugend und mit der Bescheidenheit, welche den Verewigten aus-

zeichnete, mit dem Wunsche, nur eine voll ausgereifte Frucht auch in weitere Kreise zu tragen, hängt es zusammen, dass eine kleinere Zahl von wissenschaftlichen Werken den Namen des Forschers trägt, als die Tiefe des Wissens desselben zu erfordern scheint. Wohl das Hauptwerk ist die Geschichte jener geistlichen Stiftung, in deren Gotteshaus wir jetzt stehen, der Abtei, welche lange Zeit mit der Entwicklung von Zürich fast gleichbedeutend ist. Da hat der Verfasser auch eine Sammlung beigefügt, welche die erste Ankündigung eines Urkundenbuches von Zürich war. Dann kamen von feinem Verständnis und vollster Beherrschung des Stoffes erfüllte Würdigungen unserer Geschichtsquellen und die Herausgabe einer der anmutigsten derselben. Wohl zum ersten Mal wurde in einem Vortrag auf unserem Rathaus durch G. v. Wyss weiten Kreisen das Verständnis der kritischen Fragen über den Ursprung der Eidgenossenschaft klar gelegt. Nur der Fachmann kennt die Fülle einzelner kleiner Untersuchungen, welche überall den feinen Takt des scharf urteilenden Geistes aufweisen. Aber er freut sich gleich dem Empfänger der in weitere Kreise gehenden Schöpfungen überall über die schöne Form, in welche das Gedachte gebracht ist.

Doch der ganzen Schweiz gehört der Zürcher Historiker an. Schon ehe er sich zum geschichtlichen Fache förmlich bekannte, hatte G. v. Wyss 1840 sich an der Gründung einer neuen allgemeinen Vereinigung schweizerischer Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde beteiligt, und nach drei Jahren trat er in die Besorgung der Angelegenheiten dieser Vereinigung ein. Nahezu 40 Jahre hindurch war er dann in einer ersten und in einer zweiten Phase der Vorsitzende der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Die Männer, welche er wie ein Vater seine Söhne in dem engeren Kreise als

die zur Besorgung der Angelegenheiten Betrauten regelmässig um sich versammelte, wissen am besten zu sagen, was für eine Fülle von Weisheit und milder Klarheit, von Geschäftskennntnis und von Wissen in ihm vereinigt war. Aber in den wissenschaftlichen Tagsatzungen, welche von dem in allen Teilen der Schweiz geliebten und geachteten Manne versammelt wurden, trat vollends die Urbanität, die zur Leitung berufene Kraft des Mannes hervor. Die Herzen schlugen uns höher, wenn hervorragende Genossen der Wissenschaft von ferne als Gäste zu uns kamen, unserem Präsidenten zu huldigen und damit unserem wissenschaftlichen Thun die Ehre zu erweisen.

Aber daneben ist G. v. Wyss stets Zürich's treuer Sohn geblieben. Jahrzehnte hindurch trug er mit einer Hingabe ohne Gleichen die Sorge für unsere städtische Bibliothek. Der erste Leiter der Herausgabe des schweizerischen Idiotikons sprach es noch kürzlich offen aus, dass ohne G. v. Wyss diese grosse Sammlung zur Aufbewahrung einer unserer wertvollsten Eigentümlichkeiten nie in das Leben getreten wäre. Als der Gedanke einer Durchführung eines zürcherischen Urkundenbuches zur Wahrheit wurde, wurde nicht ein Bogen des rasch vorschreitenden Werkes vollendet, ohne dass G. von Wyss denselben durchgeprüft und die Herausgeber mit seinem Rate unterstützt hätte. Einem kleineren Kreise, der Gesellschaft der Schildner zum Schneggen, schenkte der Obmann in den Festreden eine Reihe seiner köstlichsten Schöpfungen über die Geschichte der Vaterstadt.

Als ein in sich geschlossener Charakter tritt uns G. v. Wyss vor die Augen. Aber worin lagen die Wurzeln seiner geistigen Kraft? Das war voran eine warme Religiosität, ein freudig bezeugter Glaube, ein festes Gottvertrauen. Und daneben stand eine unerschütterliche Liebe zum Vaterlande, welche sich auch nicht irre machen liess,

wenn die Zeiten den berechtigten Erwartungen nicht entsprachen. Hier darf wohl an ein letztes öffentliches Auftreten unseres Freundes in Zürich erinnert werden, wo er dieser seiner Überzeugung noch einmal volle Worte lieh. Zwischen den wehenden Fahnen der studentischen Vereinigungen an geweihter Stätte stehend, hielt G. v. Wyss die Festrede bei der Säkularfeier der Stiftung der Eidgenossenschaft, als der Sprecher der beiden zürcherischen Hochschulen. Da ging er von den neuerdings sorgfältig durchgeprüften Anfängen der Eidgenossenschaft aus und verfolgte durch die Jahrhunderte in grossen Zügen den Gang ihrer Entwicklung, um mit prophetischen Worten der Mahnung darüber zu schliessen, wie der Vaterlandsfreund ihre Zukunft sich dachte.

In diesen Schlussreden steht ein Wort über »den Ernst unablässiger Arbeit an sich selbst, im Berufe, in Erfüllung von oben gegebener, dem Gewissen vernehmlicher Pflicht.« Eben diesen Ernst und diese Arbeit und diese Pflichterfüllung hat aber das ganze Leben des Verewigten aufgezeigt. Als diesen Mann der vollendeten Pflichttreue haben wir Lehrer der Hochschule in Rat und That, in den immer neu erfreulichen, warmen, oft rührenden Darlegungen freundschaftlichen Austausches G. v. Wyss gekannt, und der Vertreter der Studierenden wird bezeugen, dass er in gleicher Weise die Sorgsamkeit und Teilnahme desselben immer erfahren hat. — So können wir denn, Kollegen und Kommilitonen, von dem heutigen Tage nichts Besseres, als diese letzte Mahnung zum Erbe mit uns nehmen.

Wir scheiden von einer äusseren Hülle, aber das Andenken an dieses Segen bringende Vorbild bleibt uns unauslöschlich in der Erinnerung.

---



# Rede

des

Herrn Johannes Häne, cand. phil.

~~~~~  
*Hochansehnliche Trauerversammlung!*  
*Hochgeehrte Herren Professoren!*  
*Werte Kommilitonen!*

Nachdem bereits an die hervorragenden, eminent fruchtbaren wissenschaftlichen Verdienste des Mannes, den wir heute zu Grabe geleiten, erinnert worden ist, erübrigt mir im Namen der Studentenschaft und im Namen seiner Schüler im speziellen auf seine Bethätigung als akademischer Lehrer hinzuweisen.

Wer seit Mitte des Jahrhunderts bis zum Frühling dieses Jahres an der zürcherischen Hochschule Geschichte studiert hat, der hat zu den Füßen G. v. Wyss gesessen. Ein jeder von ihnen wird mit Freuden den mächtigen Einfluss anerkennen, welchen dieser Lehrer auf seine geistige Entwicklung ausgeübt hat.

Wer von ihnen gedenkt nicht der lehrreichen Vorlesungen über Schweizergeschichte, welche einem jeden — mochte die Vorbildung auch noch so gut sein — einen ganz neuen ungeahnten Einblick in die Geschichte unseres Vaterlandes eröffneten! Manch einen mochte die Wucht und die Fülle dieser Detailkenntnisse auf die Schwierigkeiten des Studiums aufmerksam machen; aber nur um so mächtiger wuchs empor die Verehrung für den einzelnen Mann, dessen gewaltiger Forschergeist der Wissenschaft einen grossen Teil dieser Kenntnisse zugeführt hat.

Ich darf mir wohl erlauben, an dieser Stelle ein Kolleg des Verblichenen speziell zu erwähnen; ich meine die Vorlesungen über die Litteratur zur Schweizergeschichte. Was hier an Quellenkunde und Kenntnis der schweizerischen Historiographie von der ältesten bis zur neuesten Zeit geboten wurde, ist auf Schweizerboden geradezu einzig in seiner Art. Die feine Charakterisierung, die in wenigen markanten Ausdrücken ein richtiges, abgeschlossenes, bleibendes Bild eines jeden Chronisten oder Geschichtschreibers entwirft, ist wohl unübertrefflich. Nicht umsonst ist das bezügliche Kollegienheft stets von allen mit grösster Gewissenhaftigkeit nachgeführt und ausgearbeitet worden; nicht umsonst wird es wie ein Schatz aufbewahrt. Es giebt wohl keinen jüngeren Historiker, der in Zürich studiert hat, welcher zu Beginn einer wissenschaftlichen Untersuchung dieses Heft nicht nachschlägt und seinen Rat nicht einholt. Leider konnte sich unser verehrter Lehrer bei seiner Bescheidenheit, dem Grundzuge seines Wesens, nicht entschliessen, diesen unentbehrlichen Wegweiser durch die schweizerische Historiographie, der ebenfalls zum grossen Teil auf eigenen Forschungsergebnissen aufgebaut ist, im Druck herauszugeben. Das jetzt noch zu thun, wäre eines der edelsten Denkmäler, welche dem grossen Dahingeshiedenen gesetzt werden könnten!

Von fruchtbringendem Einfluss war ferner die praktische Ergänzung der Vorlesungen: Die Einführung in die Quellen, das Lesen und geschichtliche Erklären ausgewählter Quellschriftsteller in den seminaristischen Übungen. Ein jeder Teilnehmer hat sicherlich bleibende Winke für die richtige Benutzung der Quellen und deren Kritik davongetragen. Scharfsinnig und objektiv fielte unser Professor sein Urtheil in streitigen Punkten: Gründlichkeit ging ihm über alles!

Das ist G. v. Wyss, wie er uns als Professor im Universitätsgebäude entgegentritt!

Aber damit erachtete er seine Pflichten seinen Schülern gegenüber nicht als abgeschlossen. Wenn immer einer seinen Rat für wissenschaftliche Arbeiten erbat und ihn in seiner Wohnung aufsuchte, dem diente er in grösster Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit mit dem ungeheuren Schatz seiner Kenntnisse. Nichts war ihm hierin zu viel. Die nötige Litteratur lieferte seine reichhaltige Bibliothek, welche vermehrt war durch Materialsammlungen aus den verschiedensten historischen Gebieten von eigener Hand. All' das hielt er stets und gern zur Benutzung für seine Schüler offen. Unwillkürlich musste man bei solchen Besuchen den Eindruck erhalten, dass es ihm daran gelegen sei, die Individualität des Einzelnen kennen zu lernen und ihm darauf hin das entsprechende Arbeitsgebiet anzuweisen. Aus jedem Wort fühlte man das Interesse heraus, welches der greise Mann an dem Studenten nahm; da lernte man so recht den Adel seiner Gesinnung, sein goldenes Herz kennen. Nicht anders kam der berühmte Forscher uns entgegen denn als ein väterlicher Freund! Ich bin überzeugt, ein jeder seiner Schüler ist stets mit dem Gefühl grösster Befriedigung aus dem traulichen Bibliothekzimmer an der Bärengasse zurückgekehrt.

Als früherer Rektor der Universität — er bekleidete dieses Amt zu einer Zeit, als die Aufgabe des Rektorates keine leichte war — wandte er aber auch weiteren Kreisen der Studentenschaft seine Sympathien zu: ich will nur das erwähnen, dass er der Zofingia, der er als Student angehört hatte, immerfort ein warmer, treuer Freund geblieben ist.

Allgemein war das Bedauern unter der Studentenschaft, als der greise Gelehrte im Frühling dieses Jahres seine Demission als Professor einreichte. Man fügte sich

in das Unvermeidliche in der Hoffnung, es werde dem geliebten Lehrer ein langer, ungetrübter Lebensabend beschieden sein. Man war hochbefriedigt darüber, dass der berühmte Name G. v. Wyss, in Ehrenstellung, dem Lehrkörper der Universität auch fernerhin angehören sollte. Die Studentenschaft Zürichs liess es sich nicht nehmen, ihn durch einen Fackelzug zu ehren. Sie wollte ihm dadurch, wie der damalige Redner betonte, in studentischer Weise den Dank entbieten für all' seine Verdienste um die Hochschule, speziell auch als deren Geschichtschreiber bei Anlass des 50jährigen Jubiläums, für all' die Verdienste um die Wissenschaft, um die Erforschung unserer nationalen Geschichte insbesondere.


Die Hoffnung auf einen langen Lebensabend in Musse hat sich nicht erfüllt: G. v. Wyss weilt nicht mehr unter den Lebenden!

Sein Name aber und seine wissenschaftlichen Leistungen werden weiter bestehen und fortleben! Dafür werden seine Schüler sorgen, deren ältere Generation eine ganze Reihe Koryphäen der gegenwärtigen historischen Wissenschaft aufweist.

Allen, den Älteren und den Jüngeren, welche das Glück hatten, Schüler Gs. v. Wyss zu sein, zumal auch der gesamten jetzigen Studentenschaft der zürcherischen Hochschule, wird das Andenken dieses grossen Mannes und trefflichen Lehrers heilig sein!



## Nachwort.



Den Reden, welche das Bild der vereint geschiedenen Ehegatten und dann besonders des gereiften Mannes so schön und treffend darlegen, mögen hier von Seite der den Verewigten Nächststehenden noch einige Worte zur Ergänzung nachfolgen, welche die persönlichen Schicksale der Ehegatten und den sehr eigentümlichen Bildungsgang, der den Mann zur Vollendung führte, betreffen.

Schon wenige Tage nach seiner am 31. März 1816 erfolgten Geburt traf den kleinen Hs. Georg ein schweres Geschick. Seine treffliche Mutter, Barbara geb. Bürkli, erlag am 10. April dem Scharlachfieber, das durch die Pflege eines vierjährigen, am 30. März an derselben Krankheit gestorbenen Töchterchens auf sie übergegangen war. Der Vater, Bürgermeister David von Wyss, hatte damals das wichtigste und inhaltsreichste Jahr seines Lebens eben zurückgelegt, und die Sorge für seine zum Teil noch un-erzogenen Kinder tief empfindend schloss er am 20. Oktober 1817 einen neuen Ehebund mit Sophie von Mülinen, der Tochter seines persönlichen und politischen Freundes, des Schultheissen Niklaus Friedrich von Mülinen von Bern. Er gewann an ihr eine mit treuester, verständiger Liebe das Haus wieder aufbauende Gattin und Mutter seiner Kinder. Unter ihrer Leitung wuchs der junge Georg mit seinen, durch die Geburt eines jüngern Bruders 1818 sich mehrenden Geschwistern empor. Früh entwickelten sich seine Geistesgaben, nebst grosser Leichtigkeit im Lernen phantasiereiches lebhaftes Empfindungsleben, gepaart mit einem nicht sehr kräftig scheinenden

Körper, der besondere Sorge verlangte. Letzteres veranlasste 1825 seine Versetzung aus der bis dahin besuchten Bürgerschule in das neugegründete Erziehungsinstitut auf Schloss Lenzburg im Aargau, das von Herrn Lippe, gewesenem Lehrer bei Fellenberg in Hofwyl, in ähnlichem Geiste wie Hofwyl geleitet wurde. Der zweijährige Aufenthalt hier wurde für die körperliche und geistige Entwicklung von Georg entschieden günstig. Die gute Luft und die freie, durch Unterrichtsstunden mässig beschränkte Bewegung auf dem in schöner, aussichtsreicher Höhe gelegenen, umfangreichen Schloss wirkten wohlthätig auf die körperliche Entwicklung, und der Umgang mit zahlreichen Genossen meist von elsässischer und deutscher Herkunft legte den Grund zu weiterem Gesichtskreis, Leichtigkeit des Verkehrs und Übung in der französischen Sprache, wie sie dann später zu grossem Vorteil sich entwickelten. Ende 1827 heimgekehrt, fand er soliden Unterricht in der noch altertümlichen, aber einzelne treffliche Lehrer besitzenden gelehrten Schule, dem nachfolgenden collegium humanitatis (der sogen. »Siebenten«), wo noch lateinisch gesprochen wurde<sup>1)</sup>, dann als Auditor in der sogenannten, meist für Theologen bestimmten, schon hochschulähnlichen »Achten«. Nach der neuen Organisation der Kantonsschule trat er mit seinem, auch im fernern Leben bleibend nahestehenden Freunde Dieth. Hofmeister 1833 noch in die oberste Klasse des obern Gymnasiums. In die klassischen Sprachen und deren Litteratur durch Brämi, Fäsi, Ulrich, S. Vögeli und J. C. v. Orelli gründlich eingeführt und zu wahren Genuss darin gelangend, entwickelte er doch besondere Vorliebe für Mathematik, was dem trefflichen Unterricht

---

<sup>1)</sup> Es wird erzählt, dass Georg einmal in der Verlegenheit, auf die lateinische Frage des Lehrers das lateinische Ja zu finden, mit lauter Stimme Oui rief.

von Professor Raabe, zu dem er von da an in nähere Beziehung trat, hauptsächlich zuzuschreiben war. Auch am technischen Institut bei Prof. Gräffe hörte er mathematische Vorlesungen.

Während dieser Schuljahre bot auch das häusliche Leben viel Genuss und Anregung. Es wurde viel — ohne allzu sorgfältige Auswahl — gelesen; das poetische Talent machte sich Luft in allerlei Gedichten, so z. B. in einer langen Reihe von Stanzen, in denen die in einer der bekannten Schmid'schen Jugendschriften enthaltene Geschichte der Rosa von Tannenburg verherrlicht wurde. Kameraden, die in benachbarten Häusern wohnten, gaben viel Gelegenheit zu die Kräfte übenden Spielen. Im Sommer wurde von dem Platze aus, wo jetzt die Tonhalle steht, täglich gebadet, im Winter viel geschlittet, was einmal Anlass zu bedeutendem Unfalle gab. Bei der mütterlichen Grossmutter, Frau Direktor Bürkli, sammelten sich regelmässig die Enkel und tummelten sich in dem damals noch vorhandenen, ansehnlichen Tiefenhofgarten. Im Herbst vereinigte sich die Familie bei einem alten unverheirateten Onkel, der in Meilen ein bedeutendes Rebgut besass (das jetzige Mariafeld), und eifrig wurde bei der vierzehntägigen Weinlese mitgeholfen. Nachhaltigen Einfluss übten auch öftere Ferienaufenthalte in dem schönen Landgut des Grossvaters von Mülinen in der Karthause bei Thun. Bei dem hochverehrten, Georg wie die eigenen Enkel mit warmer Liebe aufnehmenden, in der heimischen Geschichte tief bewanderten Grossvater und im fleissigen Gebrauch des in dem Turme der Karthause aufbewahrten Bücherschatzes bildete sich die dann lange schlummernde, später wieder aufwachende Neigung zur mittelalterlichen Geschichte. Zu all' diesem kam die starke Beteiligung des elterlichen Hauses an den aufregenden politischen Bewegungen des Jahres 1830

und der folgenden Jahre, die den politischen Sinn frühe weckte und zu oft nur zu grossem Eifer entzündete. Seine Krone erhielt das reiche Jugendleben durch zwei, freilich erst in den folgenden Jahren 1834 und 1835 ausgeführte Fussreisen, die ins Berner Oberland, Grimsel, Gotthard, Rigi und dann auch Graubünden, Engadin, Aversthal u. s. f. mit einigen Genossen unternommen wurden. Zur Förderung der Selbständigkeit und der Liebe zu dem schönen Vaterland trugen sie gar viel bei.

1834 wurde die neugegründete Hochschule bezogen, und das Studium von Mathematik und Physik unter den Professoren Raabe und Mousson wurde hier noch mehr vorherrschende Hauptsache. Der Vater hielt die lebhaft erregbare Phantasie des Sohnes für die politische Laufbahn, deren Dornen er selbst in den letzten Jahren genugsam gekostet, als weniger geeignet und hiess daher die Ergreifung eines mehr neutralen Studiums, wozu Neigung und Talent auch vorhanden waren, willkommen. Aussicht auf Erfolg schien auch dafür nicht zu fehlen. Auch andere Gebiete wurden aber nicht ganz vernachlässigt. Philosophische Kollegien führten in neue Gedankenreihen ein, die aber zunächst Ursache zu Unruhe und Zweifeln wurden. Ihrer Überwindung noch nicht recht gewachsen, fasste Georg schliesslich Abneigung gegen Vertiefung in philosophische Studien, wie sie ihn dann sein ganzes Leben hindurch begleitete. Durch Eintritt in den Zofingerverein erhielt er auch Anteil am Studentenleben, und hier geschlossene enge Freundschaft mit dem reichbegabten Heinrich Escher, Bruder der Gattin des älteren Bruders Konrad v. Wyss, übte bedeutenden Einfluss, der aber schon 1839 durch den plötzlichen Hinschied des Freundes ein schmerzliches Ende nahm. — In Mathematik und Physik schien damals die französische Schule, in der auch Prof. Mousson seine Ausbildung er-



langt hatte, das Übergewicht zu besitzen. Es erfolgte daher im Herbst 1835 Versetzung nach Genf zum Besuche der dortigen Akademie. Georg fand Aufnahme im Hause des angesehenen Professors der Theologie Munier, dessen Gattin auch als Malerin sich auszeichnete. In wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht brachte dieser 2<sup>1/2</sup> Jahre dauernde Aufenthalt bedeutende Frucht. Eifrig wurden die Vorlesungen gehört, besonders bei dem ausgezeichneten Physiker Herrn de la Rive, der auch in persönliche Beziehung trat, und bei dem Oberst, nachherigen General Dufour wurde ein privatissimum über Geodäsie besucht. Im Hause von H. Munier, in dem der geistreiche Schriftsteller H. Töpfer viel verkehrte, und auch in andern Häusern gewann er sehr fördernde gesellschaftliche Beziehungen, von denen seine zahlreichen, einlässlichen Briefe anschauliche Kunde gaben. Er schloss hier dauernde Freundschaft mit Ernest Naville, dem später so bekannt gewordenen christlichen Philosophen, mit dem im gleichen Hause wohnenden, bald aber frühen Tod findenden Gottlieb Herzog von Aarau und dessen Vetter, dem nachherigen General Hans Herzog. Bleibender Gewinn dieses Aufenthaltes wurde besonders auch völlige Beherrschung der französischen Sprache und Liebe zu der französischen Schweiz, was ihm später so reiche Früchte brachte. Er verliess Genf Ostern 1838, ausgestattet mit dem Diplom als bachelier ès-sciences, und bald darauf bezog er zugleich mit dem jüngeren Bruder die Universität Berlin. Auch hier fand er reiche Förderung für seine mathematischen und physikalischen Studien, besonders bei den Professoren Steiner, Lejeune-Dirichlet, Poggendorf und Dove, und mit Professor Steiner trat er auch in nahen persönlichen Verkehr. Was die damals freilich noch einfachere Hauptstadt an Kunstgenüssen in Theater und Museum bot, wurde reichlich benutzt, und

bei wenig ausgedehntem Verkehr mit deutschen Studenten, wovon nur die durch das ganze Leben bleibende Freundschaft mit dem nachherigen Prof. Wenck in Leipzig eine Ausnahme machte, wurde um so lebhafter die Verbindung mit den sehr zahlreichen schweizerischen Mitstudierenden, darunter dem bleibenden Freunde Dr. Sinz von St. Gallen, unterhalten; in wöchentlicher Vereinigung mit ihnen wurde auch das Turnen betrieben. Noch stand das historische Studium völlig ferne. Bei Ranke, dem später so eifrig studierten und bewunderten, wurde nur etwa, ohne viel Frucht, hospitiert. Ein Ruf nach Hause wegen Erkrankung des Vaters machte im Sommer 1839 dem Universitätsleben ein Ende. Es folgten nun einige im Kreise der Familie am Krankenbett des Vaters in dem Schulthessschen Landgute in Erlenbach zugebrachte Wochen, die mit dem Tode des Vaters am 18. August 1839 endigten. Der Hinschied des teuren, heissgeliebten Vaters, der den Sohn immer mit seinem guten Rate geleitet hatte, liess eine grosse Lücke zurück, deren Wirkung in Verbindung mit den starken Einfluss gewinnenden politischen Ereignissen bald fühlbar wurde. Der Umschwung des 6. Septembers 1839 weckte von neuem lebhaft den nie erloschenen, aber zurückgedrängten politischen patriotischen Eifer. Als die Sturmglocken den ganzen See entlang ertönten, eilten die in Erlenbach noch wohnenden Brüder in die Stadt, trafen noch auf die Blutspuren des kurz vorher stattgefundenen Kampfes und nahmen Teil an der sich bildenden Bürgerwache. Mit der neu eingesetzten Regierung, in die auch der Schwager H. Mousson eintrat, entstand enge Sympathie und mehr und mehr begann die Neigung zu der neutralen Mathematik und Physik zurückzutreten und politischen Gedanken Platz zu machen. Doch entstand durch den Auftrag der naturforschenden Gesellschaft, in Göttingen unter Gauss mit magnetischen

Beobachtungen sich vertraut, und dadurch für Beihülfe bei Einrichtung eines Observatoriums in Zürich befähigt zu machen, wieder neue Anregung, dem bisherigen Berufe treu zu bleiben. Im Februar 1840 nach Göttingen gezogen, fand Wyss hier freundliche Aufnahme bei Gauss und Wilhelm Weber, arbeitete auf dem Observatorium und trat in vielfachen Verkehr mit den jüngeren Docenten seines Faches. Aber sein Herz war nicht mehr recht dabei. Er düstete, statt neutrale Wissenschaft zu pflegen, nach praktischer politischer Thätigkeit, und seine mit den Tendenzen des Umschwunges in Zürich enge verbundene Gesinnung fühlte sich durch die Urteile, die er im Kreise der jungen Dozenten zu hören bekam, oft verletzt. Leicht wurde ihm aber das Verlassen der bisherigen Laufbahn, die seinen Fähigkeiten entsprach und die er mit gutem Erfolge betreten hatte, nicht. Es entstand viel innere Unruhe und brauchte einige Zeit, bis er, nach längerer Reise heimgekehrt, von Ende 1840 an zu den Anfängen eines nun ganz neuen Weges gelangte. Statt sich in Bücher zu versenken, wollte er in das frische Leben hineintreten und dabei mitthätig werden. Die damals in hohen Wogen gehende Parteigung lockte bei eigener entschiedener Ansicht zu Beihülfe für die eigene Partei und zu Beteiligung zunächst auf journalistischem Wege. Es entstand daraus Mithülfe bei einer Schulzeitung, die aber nur kurzes Dasein hatte, bei der Redaktion des Beobachters aus der östlichen Schweiz und ganz besonders längere Zeit gemeinsam mit dem Freunde H. Grob bei den als Beilage zu der Freitagszeitung unter der Ägide von Regierungsrat Eduard Sulzer erscheinenden Zürcherblättern.

Der Gedanke des Ergreifens politischer Laufbahn musste das Bedürfnis, in Staatswissenschaften sich zu orientieren, wecken. Dies gab Anlass, Bluntschli's Zürche-

rische Staats- und Rechtsgeschichte zu studieren, und hieran zuerst entzündete sich die Neigung, die heimatliche Geschichte näher kennen zu lernen, um aus der Vergangenheit auch für die Gegenwart Belehrung zu erhalten. Gleichsam nur wie eine Vorahnung hatte im Oktober 1840 Beteiligung an der Stiftung der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft in Baden infolge specieller Einladung des mit dem verstorbenen Vater und auch mit dem Grossvater in Bern befreundet gewesenen Stifters, J. C. Zellweger, stattgefunden. Für eine Reihe von Jahren trat indess politische Geschäftsthätigkeit neben historischer Privatbeschäftigung, wie sie besonders durch den Umgang mit Dr. Ferdinand Keller und Professor Hottinger und durch Beteiligung an der Redaktion des Archives für Schweizergeschichte Anregung erhielt, noch in den Vordergrund. Sie fand ihre Erfüllung durch Arbeit in der Finanzkanzlei, Wahl zum Sekretär des Grossen Rates und dann besonders Ende 1842 durch die Ernennung zum zweiten Staatsschreiber neben seinem Freunde H. Hottinger, dem damaligen ersten Staatsschreiber. Mitverwendung bei einigen von der Regierung ausgehenden Missionen trug zur Erhöhung des politischen Interesses sehr viel bei. Daneben erfolgte Eintritt in den Militärdienst und zwar mit Rücksicht auf das mathematische Studium als Genieaspirant. Besuch der Schule in Thun im Sommer 1841 brachte die Beförderung zum Lieutenant beim Geniekorps, die aber, so lange das Staatsamt bekleidet wurde, ausser Wirksamkeit trat. Gerne wurde auch Anteil an dem städtischen Leben genommen und poetische Erzeugnisse für das Sechseläuten erwarben ihm auf der ererbten Zunft zu Schuhmachern reichlichen Beifall.

Am wichtigsten aber und bleibenden Segen bringend wurde die am 9. Mai 1843 geschlossene Ehe mit Anna Regina oder, wie der gewöhnlich gebrauchte Name lautet,

Nancy von Wyss. Die junge Frau war schon als Kind viel in das Haus von Georg's Vater gekommen. Ende 1835 hatte sie ihren noch in rüstigstem Alter stehenden Vater, Melchior v. Wyss, durch Nervenfieber verloren, und über sie und drei noch unmündige Geschwister hatte Georg's Vater, der als Onkel des Verstorbenen immer in sehr naher Beziehung zu demselben gestanden war, die Vormundschaft übernommen. Eine treffliche Mutter von französischer Abstammung leitete die reifere Erziehung. Dass Georg's Wahl auf die frisch und anmutig aufblühende Cousine fiel, hat gar viel zu seinem Glücke beigetragen. Durch helle und trübe Geschicke hindurch teilte die Gattin während eines langen Lebens in steter engster Verbindung das Loos des Gatten und die beständige treue Sorge, die sie ihm widmete, hat sehr viel zur Erhaltung der Kraft beigetragen, die zur Erfüllung der auf ihm liegenden Aufgaben erforderlich war. Nach 50jähriger glücklicher Ehe konnte noch die goldene Hochzeit gefeiert werden; aber bald hernach begann Krankheit die Kräfte der Gattin abzuschwächen, und durch gleichzeitig mit dem Gatten erfolgten Tod erhielt die enge Lebensgemeinschaft die schönste, rührende Besiegelung.

Das Amt des Staatsschreibers wurde in der stürmischen Zeit, wie sie aus der immer stärker werdenden Opposition gegen die Regierung im eigenen Kanton, aus der Klostersaufhebung im Aargau, der Jesuitenberufung nach Luzern, den Freischarenzügen in der Eidgenossenschaft hervorging, inhaltreich, aber auch starke Aufregung bringend und, nachdem die Regierung 1844 durch den Austritt von Herrn Bürgermeister v. Muralt und bald darauf auch durch den Austritt der Herren Dr. Bluntschli und Mousson ganz veränderten Charakter angenommen hatte, schwierig und Selbstverläugnung verlangend. Die eigene abweichende Gesinnung des Staatsschreibers blieb

unentwegt bestehen und gelangte auch etwa in nicht offiziellen Kreisen zu öffentlichem Ausdruck, während, was die Amtspflicht verlangte, fortwährend getreu erfüllt wurde. Als nun im Sommer 1847 bei Ablauf der Amtsdauer und gleichzeitigem Rücktritt des ersten Staatsschreibers Hottinger Wyss völlig übergangen und nicht mehr gewählt wurde, musste er bei dem Bewusstsein, seine Pflicht gethan zu haben, sich tief verletzt fühlen, und er trat nun für längere Zeit völlig in stilles Privatleben zurück. Die im Jahr 1848 erfolgende Wahl zum Mitglied des Grossen Rates änderte hierin einstweilen noch wenig. Als Gewinn der Amtsthätigkeit blieb ihm aber neben dem Zuwachs an Lebenserfahrung Geschäftskenntnis und Gewöhnung, alles Vorliegende rasch und pünktlich zu erledigen, ein Gewinn, der ihm auch auf anderen Gebieten später sehr zu gute kam.

Jetzt in dem zurückgezogenen Leben, das auch durch den Sonderbundskrieg, bei dem er ganz unbeteiligter Zuschauer blieb, nicht unterbrochen wurde, begann die ernstliche und gründliche Vertiefung in historische Arbeit, die nun erst zum bleibenden Lebensberufe wurde. Zunächst bezog sie sich auf das engere heimatliche Gebiet. Mit fleissiger Hand wurden in systematischer Weise chronologisch angelegte Collectanea aus den Quellen gesammelt, und als erste zur Publikation gelangende Frucht erschien in den Neujahrsblättern der Stadtbibliothek für 1849 und 1850 die Geschichte der altzürcherischen Familie Maness. Daran schloss sich die bedeutende, einige Jahre sich hindurchziehende Bearbeitung der Geschichte der Abtei Zürich, deren beigefügte Anmerkungen ganz besonders zeigen, wie gründlich der Verfasser in den Quellen sich heimisch gemacht hatte. Der mitfolgenden Publikation der Urkunden der Abtei lag eine Sammlung von Abschriften zu Grunde, die bereits von einigen in

Geschichte thätigen Freunden veranstaltet worden war, und die von Wyss nun Bearbeitung und Redaktion erhielt. Für alle diese Bestrebungen war die antiquarische Gesellschaft mit ihrem Haupte Dr. Ferdinand Keller das anregende und unterstützende Centrum. Daneben wurde nun auch die Teilnahme an der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft fruchtbarer. Als Sekretär des Vorstandes trat Wyss zuerst in geschäftliche und dann in persönliche enge Beziehung zu Mitgliedern des Vorstandes, Prof. Hottinger, Ratsherr Heusler in Basel, Prof. Vulliemin in Lausanne; mit den letztern entstand ein reger, sehr fördernder Briefwechsel.

Aus diesen Arbeiten ging die Ermunterung zur Habilitation an der philosophischen Fakultät der Hochschule hervor. Sie erfolgte auf Grund einer eingegebenen gedruckten Arbeit über das römische Helvetien und einer am 16. März 1850 gehaltenen Probevorlesung über Bearbeitung der älteren schweizerischen Landesgeschichte, verschaffte aber, wenig begünstigt von Seite der Behörden und bei damaliger geringer Frequenz der Hochschule noch für eine Reihe von Jahren keine grosse und oft unterbrochene Wirksamkeit. Häusliche schmerzliche Erfahrungen, wie besonders 1852 der Tod eines sehr geliebten, achtjährigen Mädchens, dem nach einigen Jahren noch mehrere Verluste kaum erst geborener Kinder folgten, so dass einstweilen für mehrere Jahre nur ein einziges 1848 geborenes Töchterchen zurück blieb, brachten ernste Stimmung, die des Trostes des religiösen Glaubens bedurfte und ihn auch erhielt, so dass wesentliche Vertiefung und Belebung desselben eintrat. Aus dieser, durch gelehrte Privatarbeit nicht genügend befriedigten Gemütsverfassung mag sich erklären, dass Wyss einem ihm sonst ferne liegenden Rufe zum Eintritt in die Direktion der einstweilen nur bis Baden führenden Nordbahn, der von

den Herren Direktor Escher und Ott-Imhof an ihn erging und am 25. November 1852 zu seiner Wahl führte, nach längerem Schwanken Folge leistete. Er fand sich in diesem ihm bisher fremden Feld mit Hülfe der an kaufmännischer Einsicht und praktischer Erfahrung weit voran stehenden Kollegen bald zurecht und musste nun auf häufige lange Sitzungen einen grossen Teil seiner Zeit verwenden. Im Frühjahr 1853 begannen Fusionsverhandlungen mit der Direktion der nach Romanshorn führenden Ostbahn, an deren Spitze Alfred Escher stand. Konferenzen mit letzterem fanden statt und am 30. April erfolgte der Beschluss der Nordbahn-Direktion für Annahme der Fusion. Nur drei Mitglieder derselben stimmten aber dafür, zwei dagegen. Wyss gehörte zu den erstern, weil er, wie er in seinem Tagebuch sagt, nach seiner Überzeugung, obschon gegen alle seine Sympathien, die Fusion für das Richtige hielt. Diese mühsamen Verhandlungen, neben denen historische Arbeit doch sich fortsetzte und am 13. Januar 1853 zu einer Vorlesung auf dem Rathause über die Quellen der ältern Geschichte der Schweiz führte, neben auch der Teilnahme an Sitzungen des Stadtschulrates und der Waisenpflege bewirkten eine Überanstrengung, der am 11. Juni Ausbruch eines heftigen Nervenfiebers folgte. Nach längerer Zeit des Deliriums wurde dasselbe zwar überwunden, aber machte noch lange sich hinausziehende Erholung nötig. Eine Wahl in die neue Direktion der Nordostbahn wurde abgelehnt. Von nun an blieb Wyss der Wissenschaft treu, und die Wahl zum Präsidenten der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft, die am 19. Sept. 1854 in der Versammlung zu Solothurn erfolgte, gab dafür einen neuen, wirksamen Stützpunkt. Mit Freude konnte er in der bis zu seinem Tode bleibenden Bekleidung dieser Stelle erleben, wie die Gesellschaft, anfangs noch wenig zahlreich, allmählig



immer kräftiger und thätiger sich entwickelte und zu einem Mittelpunkt des Aufschwunges der schweizerischen historischen Studien wurde.

An der Hochschule gelangte die amtliche Stellung erst sehr allmählig zu festerem Boden. 1858 erhielt Wyss Rang und Titel eines ausserordentlichen Professors, vier Jahre nach dem 1860 erfolgten Hinschied des ehrwürdigen J. J. Hottinger, der die Schweizergeschichte vertreten hatte, die Ernennung zum Professor der Schweizergeschichte, aber erst 1870 die vollen Rechte eines ordentlichen Professors. Mit diesem Fortschritt und noch mehr mit der nun ungetheilten Hingabe an die historischen Studien nahm auch die Freude an der Docententhätigkeit und der Erfolg derselben zu. Die drei letzten Decennien des Lebens von Wyss zeigen nach den vielen vorangegangenen, in merkwürdiger Weise vorbereitenden Wechselfällen nun eine reiche, einheitliche, vollbefriedigende Fülle des Wirkens nach vielen mit der Wissenschaft in Zusammenhang stehenden Richtungen hin. Näher soll hierauf hier nicht mehr eingetreten werden, da die vorangehenden Reden gleich wie die vielen in den Zeitungen erschienenen Nekrologe bereits ein so warmes und treues Bild all' dieser Thätigkeit für Hochschule, litterarische Arbeit, geschichtsforschende Gesellschaft, Stadtbibliothek, Idiotikon, Urkundenbuch, Gesellschaft der Böcke wieder geben. Zeitweise überstieg sie fast seine Kräfte, so dass mehrmals, so nach der anstrengenden Arbeit für die 1883 erschienene Geschichte der Hochschule, durch Erkrankung Tribut gezollt werden musste. Grosse Pflichttreue, gepaart mit rastloser Förderung des eigenen Wissens, wohlwollende uneigennützig Mithülfe, wo Anlass dazu vorhanden war, liebenswürdige Weitherzigkeit im Umgang, Geschäftsgewandtheit, flüssige Rede und Feder haben zu dieser Wirksamkeit verholfen. Bei der vielseitigen Thätig-

keit mangelte für Ausarbeitung grösserer Werke die Zeit, und ganz besonders wurde dafür der umfassende Briefwechsel hinderlich, der ihm, so leicht er auch schrieb, durch oft viel Mühe verursachende Beantwortung der zahlreich an ihn ergehenden Anfragen einen grossen Teil seiner Zeit kostete. Er wurde aber das Hülfsmittel nicht nur für persönliche Befreundung, sondern auch für Anregung zu historischer Arbeit in weiteren Kreisen, und der ausgedehnten Korrespondenz mit den nähern historischen Freunden, wie den Professoren Vulliemin, Lefort, Vaucher, Herrn Forel u. a., in der er dem Reichtum seiner Gedanken offenen Lauf liess, verdankte er stets neue Anregung und Belebung. Seine Stellung als eine Art Mittelpunkt für schweizerische historische Arbeit verbunden mit seinem persönlichen Wesen erwarb ihm Ansehen und Freundschaft auch bei historischen Kollegen des Auslands. Daher seine Ernennung zum Ehrendoktor der Universität Wien, zum korrespondierenden Mitglied der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften und ganz besonders zum Mitgliede der in München sich sammelnden historischen Kommission, die ihm viel Freude und Genuss brachte und seine Thätigkeit für die von der Kommission herausgegebene deutsche Biographie vermittelte. Eine denkwürdige Episode für seine Beziehungen zu Deutschland hatte auch die ihm als Rektor der Zürcher Universität übertragene Vertretung Schweizerischer Hochschulen bei der Stiftungsfeier der Universität Strassburg geschaffen.

Teilnahme am politischen öffentlichen Leben war nun nicht mehr Hauptsache. Aber der patriotische Sinn, der auch bei seiner Art Geschichte zu treiben nicht stumm blieb, und das Bedürfnis mitzureden bei Dingen, die für das öffentliche Wohl wichtig schienen, blieb doch immer noch wirksam. Im Grossen Rate, dem er unausgesetzt

35 Jahre hindurch angehörte, machte er seine Stimme oft geltend, in städtischen Angelegenheiten war er als langjähriges Mitglied des grossen Stadtrates mitthätig, und als der eidgenössische Verein sich bildete, trat er als Präsident der zürcherischen Sektion an deren Spitze. Aber auf dem politischen Felde, wo er der eigenen Überzeugung und nicht der herrschenden Strömung folgte, musste er, obschon ihm die Achtung selbst der politischen Gegner nie fehlte und Gelegenheit zu ernstlicher Mitarbeit in Kommissionen oft gegeben wurde, doch die Erfahrung machen, dass wirkliche Erfolge hier selten gewonnen wurden. Seiner lebhaften Phantasie wurde es hier innerlich schwerer, ruhigen Gleichmut zu bewahren als auf wissenschaftlichem Gebiet, und störende Missstimmung wurde daher oft unvermeidliche Folge. Gerne kehrte er dann wieder zu der Thätigkeit zurück, bei der er sich ganz zu Hause fühlte und die ihm zu innerer Befriedigung verholfen hatte. Doch konnte er immerhin damit sich trösten, dass seine unerschrocken für Freiheit und Recht der Minorität einstehende, aber besonnene Festigkeit andern gleichgesinnten, namentlich jüngern Freunden zur Stütze dienen konnte.

Noch bleibt übrig, von seiner Häuslichkeit, die neben allen Geschäften seinem Herzen doch sehr nahe lag, ein Wort zu sagen. Eine grosse Freude war 1862 die Geburt eines Sohnes, der nun neben der älteren Schwester das Haus wieder mit fröhlicherem Leben erfüllte, und den spätern Jahren brachten die Entwicklung der Kinder, der bei dem Sohne sich wiederholende, aber nun beharrlicher festgehaltene, der Physik gewidmete Beruf und dessen glückliche Verheiratung noch grosse Befriedigung. Mit Hülfe der immer gerne hiefür bereiten Gattin wurde, wenn auch in aller Einfachheit, reichliche Gastfreundschaft geübt, und gar oft brachten Besuche

von nah und fern belebende Anregung. Der im Jahr 1856 erfolgte Erwerb eines eigenen, wohlgelegenen, mit Garten versehenen, geräumigen Hauses wurde hiefür sehr günstig. Mit treuer Anhänglichkeit wurden der weiteren eigenen Familie und der Familie der Gattin viele Stunden gewidmet, Wohlthätigkeit im Stillen geübt und Erholung fast nur in Vereinen von Freunden und, mit viel Freude an der Musik, in Konzerten gesucht. Mit ernstem Sinne aber — und das blieb Wyss das Wichtigste — hielt er fest an dem, was sich ihm durch das ganze Leben hindurch als allein Kraft und Trost gebende Stütze bewährt hatte. Er war überzeugter Christ, glaubte, von negativer Kritik wenig berührt, fest an die göttliche Offenbarung in Christo, und zweifelte nicht, dass, was er für sich selbst als Hülfe erprobt hatte, auch das allein sich bewährende Heil für das geliebte Vaterland sei. Als zunehmende Beschwerden ihn nötigten, von seinen Stellen zurückzutreten und in der Stille des Hauses zu bleiben, trat dieser Glaube immer kräftiger hervor, und der überraschend schnell eintretende sanfte Tod fand ihn wohl vorbereitet für den in froher Hoffnung erwarteten Gang ins ewige bessere Leben.

